

Dazwischen: Ich

Bearbeitet von
Julya Rabinowich

1. Auflage 2016. Taschenbuch. 256 S. Paperback

ISBN 978 3 446 25306 3

Format (B x L): 14,3 x 21,7 cm

Gewicht: 394 g

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Leseprobe aus:

Julya Rabinowich
Dazwischen: Ich



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2016

HANSER

Julya Rabinowich
Dazwischen: Ich

**Julya
Rabinowich**

**DAZWISCHEN:
ICH**



Carl Hanser Verlag

1 2 3 4 5 20 19 18 17 16

ISBN 978-3-446-25306-3

Alle Rechte vorbehalten

© Carl Hanser Verlag München 2016

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Kapitelvignetten: Shout

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496

Für alle Kinder und Jugendlichen,
die mir begegnet sind und Heimat suchten.



Und für Naima.



Wo ich herkomme? Das ist egal. Es könnte überall sein. Es gibt viele Menschen, die in vielen Ländern das erleben, was ich erlebt habe. Ich komme von Überall. Ich komme von Nirgendwo. Hinter den sieben Bergen. Und noch viel weiter. Dort, wo Ali Babas Räuber nicht hätten leben wollen. Jetzt nicht mehr. Zu gefährlich.



Ich habe langes Haar. Bis zur Hüfte. Ich habe früher viel gelacht. Ich habe einen kleinen Bruder und keine Angst vor wilden Hunden. Und ich habe schon Menschen sterben sehen. So. Wer das weiß, weiß mehr von mir als die meisten hier.

Ich fange einfach damit an, was ich mag. Was ich nicht mag, kann ich immer noch später aufzählen.

Also was ich mag: Ich mag es, wenn ich Laura umarme und sie vertraut riecht. Ich mag es, wenn ich Dinge schaffe, die ich mir vorgenommen habe. Und wenn mir jemand blöd kommt, dass ich dem übers Maul fahren kann. Weil ich die Sprache endlich beherrsche. Wer dann nämlich schweigt, hat schon verloren. So schnell geht das.

Ich mag es, wenn die Sonne scheint. Der Himmel ist dann von einem strahlenden Blau, und wenn man die Geräusche der Autobahn wegdenkt, kann man die Vögel singen hören.

Neben unserem Haus steht ein Baum. Ein großer Baum mit verzweigten Ästen, in dem schlafen sie. Ich stelle mir vor, dass sie in den

Astlöchern Nester gebaut haben. Solche Nester können nicht so leicht bei Sturm hinunterfallen. Das mag ich lieber. Diese Vorstellung, dass die Vögel auch bei heftigem Wind sicher sind. Außerdem regnet es da auch nicht rein. Jedenfalls nicht sehr.

Eigentlich ist es gut, dass der Baum nicht direkt vor meinem Fenster steht, ich würde zu viel Zeit damit verbringen, den Vögeln zuzusehen. Oder sie zu füttern. Ich habe die Brötchen vom Frühstück oft in Servietten eingewickelt und heimlich mitgenommen, damit ich die hellen Krümel später auf unser Fensterbrett legen kann. Man darf kein Essen aufs Zimmer mitnehmen.

Mama hält sich eisern daran. Ich finde das blöd.

Die Köchin hält sich auch nicht an die Vorschriften, sie räumt schon ab, während wir noch essen. Deswegen schlingen wir alle so. Manchmal kann ich kaum etwas essen, manchmal habe ich abends einfach keinen Hunger. Wer hat schon täglich zur gleichen Zeit Hunger? Ich nicht. Nachholen darf man sich auch nichts. Am besten, man häuft sich gleich so viel auf den Teller, wie man kann. Manchmal schimpft sie, dann muss ich Brot oder Wurst oder Käse zurückgeben. Sogar die, die ich schon angefasst habe.

»So viel isst du gar nicht«, sagt sie dann. »Und Wurst isst du ganz bestimmt nicht. Weiß ich doch.«

Ich sage dann nichts. Natürlich kann ich nicht so viel essen. Ich will trotzdem selbst entscheiden, wann ich was esse und wer mitessen darf. Die Vögel dürfen zum Beispiel immer mitessen. Und die Wurst gebe ich der Katze im Hof. Bevor ich in die Schule gehe oder am Abend vor dem Schlafengehen.

Ich habe der Köchin oft zugesehen, wie sie mit präzisen, geschickten Handgriffen unser Brot einpackt, unsere Wurst, unseren Käse. In eine Plastiktüte vom Supermarkt hinein und dann in ihre große Plastiktasche, mit der sie immer kommt. Die Tasche ist manchmal

so schwer, dass sie, wenn sie von der Pension mit dem Fahrrad und der Tasche am Lenkrad wegfährt, auf der schmalen Landstraße hin und her schlenkert. Rami ist so dumm, der hat ihr auch noch seinen kleinen bunten Rucksack angeboten. Papa hat gelacht. Rami ist überhaupt ein Schleimer, wenn man ihn lässt. Seitdem mag ihn die Köchin natürlich, sogar Kaugummi hat sie ihm schon mal zugesteckt, weil er so artig schauen kann mit seinen Kulleraugen, auf die Mama auch so leicht reinfällt. Überhaupt jeder. Kleine Brüder sind die Pest in Menschengestalt. Pest mit Locken.

»Die beklaut uns«, habe ich ihm gesagt. »Und du willst ihr auch noch dabei helfen?«

»Aber die ist doch lieb«, hat er gesagt.

Und ich habe dann natürlich: »Blödmann« gesagt.

Und er hat gelacht. Alle findet er lieb, alle.

Den Grobian aus dem zweiten Stock auch, der ihm schon Kopfnüsse verpasst hat und mir öfter das Bein stellt, in der Früh, wenn ich die Treppe hinunterrenne, um den Schulbus noch zu erwischen.

Nein, ich stehe immer rechtzeitig auf. Im Sommer machen die Vögel einen solchen Radau, dass ich schon um fünf wach bin. Aber bis das Bad frei ist, kann es bis zu einer Stunde dauern. Und bis meine Tante draußen ist, sogar noch länger. Stunden bleibt sie drin. Stunden. Bis Papa brüllt.

Ich bin schon ein paarmal einfach ungeduscht in die Schule gefahren und habe mich dann den ganzen Tag geniert, vor allem, weil Mona laut »Die stinkt« gesagt hat, als ich an ihr vorbeigegangen bin. Aber vielleicht hat sie das auch nur so gesagt, sie sagt es ja fast täglich zu mir. Glück gehabt, es haben nicht alle darüber gelacht, und Laura sowieso nicht.

Wir haben jetzt ein Seifenversteck im Klo gemacht, damit das nie wieder passiert. In der dritten Kabine vom Mädchenklo ist eine

Kachel in der Wand locker. Dahinter hat sie eine kleine, in rosa Papier verpackte Seifenkugel versteckt, und ich schleiche in der ersten Stunde auf die Toilette und wasche mich mit dieser kleinen Seife, die so toll nach Rosen duftet, als würde ich in einer Wanne voller Blumen baden.

Rosen haben wir früher viele gehabt, in unserem Garten. Und eine Katze hatte ich damals auch. Und auf dem Heimweg kam ich an einer Ziegenherde vorbei. Ziegen mag ich. Manche Bauern hier haben auch Ziegen. So wie meine Oma.

Habe zu Hause niemandem etwas davon gesagt. Also nicht von den Ziegen, sondern von den blöden Sprüchen der blöden Mona. Auch nicht vom Nichtwaschen noch von der Rosenseife im Versteck auf dem Mädchenklo, damit Papa sich nicht schon wieder wegen der besetzten Dusche aufregt und Mama ihn beruhigen und ihre Schwester Amina verteidigen muss. Und dann kriegt sie Krach mit Amina, weil meine Tante überhaupt gerne streitet. Mit jedem, aber immer noch am liebsten mit Mama, weil die immer so freundlich bleibt oder gleich weint, und dann hat die Tante gewonnen. Ich gehe ihr aus dem Weg, wenn ich kann.

Wenn ich Laura nicht hätte, wäre es wirklich schlimm. Aber Glück gehabt, ich habe sie. Ich habe überhaupt viel Glück gehabt, finde ich.

Irgendwann erzähle ich vielleicht einmal von denen, die weniger Glück gehabt haben.

Aber das möchte ich noch nicht.



Einige hier sind auf Mama böse, weil sie sich oft mit ihnen wegen meiner Tante, die stundenlang das Bad blockiert, in die Haare kriegt.

»Frau Lema«, sagen sie zuerst vorwurfsvoll. »So geht es nicht.«

Mama beruhigt und hält Vorträge, bittet um Nachsicht und geht damit allen, die kaum noch Nerven haben – und das sind hier recht viele –, auf die wenigen verbliebenen Nerven. Wenn Amina das Bad endlich verlässt, gibt es meistens schon Streit auf dem Gang. Mit mehreren Personen. Amina geht an ihnen vorbei, ohne zu grüßen, und die Haut an ihren Händen, Unterarmen, am Halsansatz glüht dunkelrot, weil sie sich so fest geschrubbt hat. Manchmal denke ich, sie zieht die Haut irgendwann in Fetzen ab. Sie bedankt sich nie bei Mama. Und Mama sieht sie so traurig an, dass ich sie am liebsten trösten würde. Keiner sagt dann mehr etwas. Alle tun so, als ob es ganz normal wäre, wenn sich jemand die Haut vom Körper reißen will. Ich sage dann auch nichts, weil ich nicht weiß, was ich sonst tun soll.



Habe die Katze heute heimlich ins Zimmer gelassen. Sie hat sich in meinem Bett zusammengerollt und geschnurrt. Ich habe meinen Kopf neben sie gelegt, damit ich das leise Beben ihres Körpers wahrnehmen kann. Das ist so angenehm wie die sanfteste Massage. Nur ohne Hände.

Amina sagt, sie verpetzt mich beim Pensionsbesitzer, den hier alle Chef nennen, wenn sie das »Drecksvieh« noch einmal in ihrem Zimmer erwischt, so wie gestern. In *ihrem* Zimmer. Sehr witzig.

Habe Papa gefragt, ob wir Amina nicht in ein eigenes Zimmer abschieben können.

Nein, können wir nicht. Wir hätten schon ein großes Zimmer, sagt der Chef. Die kleinen brauchen sie für Paare mit Babys. Einzelzimmer gibt es hier keine. Das lohnt sich nicht.

Papa hat das fast noch mehr bedauert als ich.

Ich will jetzt nicht total miese Laune haben. Herr Bast, unser Biolehrer, hat mal in einem philosophischen Anfall ein Glas mit Wasser auf das Lehrerpult gestellt. »Halb voll oder halb leer?«, hat er gefragt.

Das komme nur drauf an, wie man es betrachte. Kurz vor der Pause hat er es leider umgeworfen, weil er immer, wenn er in Fahrt ist, mit seinen Armen ausholt wie eine Windmühle.

Ich sehe es so: Das Glas ist immer halb voll, auch wenn es in Wirklichkeit fast leer ist. Ich versuche es. Eigentlich ist noch gar nichts wirklich gelöst bei uns. Wir sind noch nicht wirklich hier, aber ich arbeite daran. Stimmt, den Bescheid haben wir nicht. Aber ich kann mich ja trotzdem anstrengen! Zum Beispiel wenn ich merke, dass ich schon bei fast allen Unterrichtsfächern mitkomme und keine Angst mehr haben muss, dass ich durchfalle und Laura weiterkommt und ich wieder allein bin. Zugegeben, wenn Laura mir nicht helfen würde, hätte ich sicher schon ein paar Klassenarbeiten in den Sand gesetzt. Vor allem in Deutsch. Mathe ist leichter. Ich glaube, die Deutschlehrerin – King heißt sie – weiß das. Ich glaube, sie sieht manchmal einfach weg. Das ist sehr lieb von ihr. Hoffentlich merkt das keiner außer mir.



Mama hat wieder einmal mit Tante Amina gestritten. Die kann einen bis aufs Blut reizen. Papa hat sich wie immer eingemischt, hat Mama rausgeschickt und dann mich. Rami hat sich hinter dem Schrank versteckt, den hat er nicht gesehen. Oder nicht sehen wollen.

Mama ist in den Hof gegangen, hat sich draußen auf die Bank gesetzt, in die Sonne, und hat sich das Taschentuch an die Augen gehalten und so getan, als ob sie Schnupfen hätte. Was hätte sie auch sonst tun sollen – auf dem Gang stehen, wo alle vorbeigehen? Die Küche ist am Nachmittag verschlossen. Im ganzen Haus gehen immer wieder Frauen herum, die leise weinen. Und Männer streiten lautstark. Manchmal streiten auch die Frauen laut und die Männer weinen, aber das passiert meist erst, wenn sie wirklich total am Ende

sind, und dann passieren manchmal auch noch ärgere Sachen, bei denen der Arzt kommen muss oder die Polizei oder beides. Der Depp aus dem zweiten Stock wurde von seinen Eltern mal krankenhaushausreif geprügelt. Hat den Heimleiter nicht geschert. Der hat die Polizei nicht gerufen. Weiß nicht, wer das war. Und kaum war der Depp zurück, hat er Rami vermöbelt. Bis ich dazwischengegangen bin. Ist zwar die Pest, aber dennoch mein kleiner Bruder.

Ich habe mich zu Mama auf die Bank gesetzt, die rot getigerte Katze ist mir auf den Schoß gesprungen, hat geschnurrt. Ich habe die eine Hand auf die warme weiche Katze gelegt und die andere auf Mamas Arm und habe ihr lustige Dinge von der Schule erzählt. Die in echt gar nicht so lustig waren. Die habe ich einfach ausgeschmückt. Das ist aber in solchen Momenten in Ordnung, finde ich. Sie hat gelacht und sich die Augen abgetupft. Ich mag es, wenn sie nicht immer weint.



Papa läuft wie jeden Morgen zum Briefkasten, wie alle anderen hier, die nicht aufgegeben haben. Und kommt dann schweigend zurück. Dann weiß ich, dass wieder nichts drin war. Der Bescheid der Behörde, der Bescheid, in dem schwarz auf weiß steht, dass wir bleiben dürfen und hier Asyl bekommen. Endlich. Asyl bekommen klingt ein bisschen nach Kind bekommen. Es ist etwas, auf das man mit großer Hoffnung wartet. Dieser Asylbescheid reift und wächst und die Behörden brauchen leider viel länger als neun Monate. Und gleichzeitig hat man auch eine Riesenangst davor, vor diesem Augenblick. Dann ändert sich alles. Alles.

Jeder, der hier ausziehen durfte, hat davor diesen Brief erhalten. Das habe sogar ich mitbekommen. Entweder ausziehen, eigene Wohnung und hierbleiben. Oder abgeholt werden mit Polizei

und raus aus dem Land. Manche sofort, andere ein bisschen später. Manchmal mit Geschrei und wilden Kämpfen im Haus oder vor dem Polizeiauto. Manche Polizisten waren lieb, die haben fast geweint. Manche waren einfach nur brutal und haben das auch noch genossen. Fast wie bei uns zu Hause. Ich konnte nicht wegschauen. Musste am Treppengeländer stehen und hinstarren, wie bei einem Horrorfilm – man denkt, wenn man wegschaut, passiert etwas noch Schlimmeres. Wie sie die Menschen an den Haaren gepackt haben. Die Köpfe zurückgerissen. Ich habe gezittert.

Papa war plötzlich da, ich hatte ihn nicht gehört. Hat mir die Hand ganz vorsichtig auf die Schulter gelegt. »Komm, Madina«, hat er gesagt. »Komm, gehen wir ins Zimmer. Na komm.«

Habe mich in seinen Arm hineingekuschelt, bin hineinversunken, habe seinen Oberkörper an meinem Hinterkopf gespürt. Breit, fest. War plötzlich wie in dichtem Nebel. Konnte mich nur mit seinem Arm im Rücken bewegen. Habe mich von ihm langsam vom Treppengeländer weglotsen lassen. Die Schreie sind unten im Treppenhaus verhallt. Er hat mich mit sanftem Druck ins Zimmer geschoben und das Radio aufgedreht, komische Musik, irgendein Sender, per Zufall erwischt. Ich habe mich auf die Musik und die Stimme der Sprecherin konzentriert. Sonst nichts mehr gehört. War ihm so dankbar.

»Uns passiert das nicht«, hat er gesagt. Total ruhig sagte er das. »Hörst du. Wir bleiben da.«

Die Eingangstür fiel ins Schloss, und draußen fuhr ein Auto weg. Ich habe nichts geantwortet. Hatte bestimmte Bilder im Kopf.

Nein, das mag ich jetzt nicht schreiben. Aus. Schluss. Sofort. Ich gehe jetzt aufs Klo und trinke dann ein Glas Wasser.



Bin wieder da.

Also noch mal. Alle warten auf den Brief, den einen Brief, der sie rettet. Der Brief, in dem drinsteht, dass sie hier Asyl bekommen. Schwarz auf weiß. Sicher. Besser als nur geträumt. Und dieses Schwarz-auf-Weiß wiederum heißt hierbleiben. Rechte haben. Ein echter Mensch sein mit echtem Leben. Dann ziehen sie weg.

Ich habe schon drei Freundinnen auf diese Weise verloren.

Eine war fast fünf Jahre hier, hat sie mir erzählt. Ich habe sie kennengelernt, als wir hierherkamen. Sie hat meine Sprache gesprochen. Das war total schön. Hat mir das Haus gezeigt, die Katze, die Vögel. Hat mich gewarnt, wem ich aus dem Weg gehen soll. Hat mit mir im Hof Brettspiele gespielt und mir im Gemeinschaftsraum die Fernsehserien erklärt. Ich konnte ja kein Deutsch.

Zwei Monate später war sie weg. Sie hat sich sehr gefreut. Auf die neue Wohnung. Mit eigener Küche und eigenem Klo und eigenem Bad. Da müsste ich nur noch mit der Tante darum kämpfen, das wäre ein absoluter Fortschritt. Wir haben gesagt, wir würden uns noch sehen. Aber die neue Wohnung war an einem anderen Ort, ziemlich weit weg. Sie kam noch ein paarmal. Dann nicht mehr. Ich war wieder allein.

Darum möchte ich nicht, dass mir so was mit Laura passiert. Das wäre schrecklich. Ich bin mit Laura am längsten hier befreundet. Seit ich in der Schule bin. Seit fast eineinhalb Jahren. Und abgesehen davon ist sie die Einzige gewesen, die einfach so auf mich zugekommen ist. Sich ab und zu zu mir gesetzt hat. Nicht gelacht hat über meine Deutschfehler, die für alle lustig waren, nur nicht für mich. Am Anfang habe ich aus lauter Angst gestottert. Das war für die Klasse noch lustiger.

Manchmal vergesse ich, dass ich früher zu Hause eine noch bessere Freundin hatte. Das ist nicht fair. So was darf man eigentlich

nicht vergessen. Andererseits bin ich manchmal sogar froh, wenn ich Mori vergesse. Ich kann doch sowieso nichts mehr für sie tun.

Und für ihre Schwestern auch nicht.



Mona ist eine noch größere Pest als mein kleiner Bruder. Ich habe ihr nichts getan.



Ich will lieber über etwas Schönes schreiben. Etwas, das ich mag. Zum Beispiel mein langes Haar. Um das haben mich schon viele beneidet, auch früher zu Hause. Ich habe es sicher seit sieben Jahren nicht mehr geschnitten. Wenn ich einen Zopf mache, reicht er mir fast bis zur Taille. Ein dicker, schöner, glänzender Zopf. Wenn ich meine Haare offen tragen will, wie die meisten anderen in der Schule, ist mein Vater sauer.

Laura steht auf fransige Kurzhaarschnitte. Und Sabine, auf die ich ein bisschen eifersüchtig bin, weil sie schon vor mir mit Laura befreundet war, und die auf mich ein wenig eifersüchtig ist, weil ich mich mit Laura besser verstehe als sie, würde sich nie so einen langweiligen Zopf flechten. Sabines Schwester arbeitet bei einem Friseur. Sabine hat eher dünnes Haar und jede zweite Woche etwas anderes auf ihrem Kopf, weil die Schwester immer an Sabine übt. Manchmal geht das gut. Manchmal übertreibt sie es. Und manchmal sind die Haare danach so, dass sie sie wieder abschneiden muss.

»Du hast doch so schöne Locken«, sagt Sabine, die auch so gerne Locken hätte. Und dann sagt sie noch: »Wie schade.«

Ich sage dann, dass ich meine Haare nicht offen tragen will. Ich will ihr nichts erklären müssen. Dass Papa nur mit Mühe und Not davon abzuhalten war, mir plötzlich ein Kopftuch aufzusetzen. Im

Sommer! Das habe ich zu Hause auch nie getragen. Aber hier ist auf einmal alles anders.

Sie nimmt meinen Zopf, lässt die einzelnen Haarsträhnen am losen Ende hochspringen, dreht sie sich um die Finger wie ein schwarz glänzendes Seidenband. Ihre Haare sind glatt und hell wie gekochte Spaghetti.

Manchmal gehen wir zu dritt zu Laura und sperren uns auch lange im Bad ein, fast so lang wie meine Tante, und dann probieren wir alles aus: den Stylingschaum von Sabines Schwester, das Gel von Lauras Bruder, den Lockenstab der Mutter. Irgendwann wollen wir auch Haare färben. Haben wir uns fest vorgenommen. Laura, die viel Taschengeld bekommt, hat schon bunte Tönungen für uns besorgt, Tomatenrot und Meerblau. Ich habe leider nichts davon, auf blauschwarzem Haar wird man nichts sehen. Egal. Wir schminken uns, wir rühren Hautpackungen an und legen Gurkenscheiben rund um unsere Augen. Wir fotografieren uns.

»Schönheit für die Ewigkeit«, sagt Laura.

Wir als feine Damen. Wir als Bronzepuder-Indianer. Wir mit Lockenwicklern in Knallpink und grellrosa Lippenstift und Katzenohren. Ein ganzes Album voll. Ich male schöne Muster um die aufgeklebten Fotos. Lauras Mutter ist ganz entzückt.

Die Wohnung ist vollgehängt mit Fotos, von ihr, von Laura und Markus. Auf manchen Fotos ist ein Teil abgeschnitten, sieht man am Rahmen. Einfach seitwärts weg. Da war mal Lauras Vater drauf.



Das Abendessen ist immer um sieben Uhr. Nicht früher, nicht später. Eine Viertelstunde vor der Essensausgabe müssen alle unten sein. Im Erdgeschoss. Bei der Tür zum Speisesaal bildet sich eine Schlange. Und dann warten wir. Manche werden ungeduldig wie

Tiere im Zoo, die wissen, wann ihre Fütterungszeit ist, und auch, dass noch jedes Mal einer gekommen ist und ihnen ihr Futter gebracht hat, ihr Fleisch, ihren Fisch, ihr Heu und ihre Früchte. Und dennoch sind sie jedes Mal nervös, als könnten sie es nicht glauben.



Am Anfang – also ganz am Anfang, in den ersten Tagen nach unserer Ankunft – sind wir eingesperrt gewesen. So richtig eingesperrt. Mit Beamten in Uniform und Gitterstäben am Fenster und Balken vor der Tür und Essensausgabe. Als wären wir Verbrecher, die man schon überführt hat. Sie sahen aus wie Soldaten. Sie wirkten fast wie die zu Hause. Sie herrschten uns an, und keiner verstand ein Wort. Die Räume waren total überfüllt. Aber sie stopften die ganze Zeit noch mehr Menschen hinein. Manche von uns hatten keinen Platz zum Schlafen bekommen, die lagen dann in den Gängen auf dem Boden herum. Alte, Kleinkinder, Männer, Frauen.

Wir waren alle aufgeregt, weil wir es geschafft hatten, und gleichzeitig fertig mit den Nerven. Wir schwitzten vor Angst. Irgendwann kam ein Übersetzer. Hat abfällig, so angeekelt, geschaut. Diesen Blick habe ich später noch oft bemerkt. Er fühlt sich an wie Abwaschwasser im Gesicht. Jetzt hebe ich meinen Kopf höher, wenn er mich trifft. Und straffe meine Schultern. Das machen Tiere auch, wenn sie gefährlich und wichtiger erscheinen wollen. Ich mache das wie die Tiere. Und ich schaue nicht weg. Das tun Tiere nämlich auch nicht. Aber das hat gedauert. Zuerst, bis ich das kapiert habe. Dann, bis ich es konnte.

Sie haben uns Brötchen in den Raum hineingeworfen, nicht verteilt, sondern richtig hingeworfen, als wären wir im Zoo, aber auf der falschen Seite. Papa hat immer wieder von vorn beteuert, vollkommen in Ordnung zu sein. Egal. Bis sie uns geglaubt haben, ist

einige Zeit verstrichen. Und dann hat man uns hierher gebracht. Hier ist es besser. Wir haben einen Speisesaal. Da ist die Eingangstür immer offen, und wir können sogar nachts raus und den Mond anschauen, wenn wir Lust haben.



Lauras Mutter hat mir übrigens dieses Tagebuch geschenkt. Einfach so.

»Da kannst du jeden Tag alles hineinschreiben, was du erlebt hast«, hat sie gesagt. »Ich habe auch so eines gehabt. Das ist dann später sehr lustig, wenn du das in fünf Jahren liest. Oder in zehn.« Gelächelt hat sie. Stand da, an die gemütliche Küchenzeile aus hellem Holz gelehnt, in ihrer Jeans, in den bunten Turnschuhen. Sie wirkt ganz jung, obwohl sie rundlich ist wie Mama. Rundlich und klein. Hinter ihr ein blau gemusterter Vorhang, Blumen und Kräuter in bunten Keramiktöpfen auf dem Fensterbrett. Die ganze Wohnung luftig und hell. Ich bin sehr gerne bei ihr.

Ich habe aber die Stirn gerunzelt, nur kurz, das hat sie nicht verstanden. Vielleicht hat sie geglaubt, mir gefällt ihr Geschenk nicht. Doch, es hat mir sogar sehr gefallen. Ich mag nur nicht alles reinschreiben, was ich erlebt habe. Das Buch ist zu schön dafür.

Es ist mit blauem Samt bezogen, mit einem silbernen Verschluss in der Mitte und dazu einem kleinen, zierlichen Schlüssel. Wie im Märchen. Nur Prinzessinnen haben solche Schlüssel. Ich habe mich gefühlt wie eine Instantprinzessin, eine Auf-der-Stelle-Prinzessin. Aber keine, die im Turm auf den Prinzen wartet. Eher so eine, die um ihr Königreich kämpfen wird. Ich habe den Schlüssel zu meinem polierten Lapislazuli an meine Halskette gehängt. Der Stein sieht aus wie ein Tropfen, wie eine Träne in Silberfassung. Früher

habe ich eine ausgestreckte Hand mit blauem Auge darin um den Hals getragen. Die Lapislazuliträne hat mir Oma geschenkt, bevor wir weggingen. Damit ich nicht weine. Damit alle Tränen im Stein eingeschlossen bleiben. Hat sie gesagt und selber mit den Tränen gekämpft. Den gebe ich ihr zurück, wenn wir uns wiedersehen. Ich habe die Silberhand mit dem blauen Auge von der Kette abgenommen und ihr in die braun gebrannte, runzlige Hand gedrückt. Als Andenken an mich. Wir haben ausgemacht, dass wir wieder tauschen. Später.

Das Buch lege ich jede Nacht unter mein Kopfkissen.

Wenn Papa schnarcht oder Rami im Schlaf aufschreit, oder meine Mutter, schreke ich hoch. Und wenn ich hochschreke, sehe ich meistens dasselbe Bild: meine Tante, die reglos vor dem Fenster sitzt und hinausstarrt. Um eins in der Nacht ebenso wie um drei oder um vier. Sie merkt wohl, dass ich wach bin, aber sie dreht sich nie um. Sie sagt kein Wort. Wenn ich nicht wüsste, dass sich ihre Brust kaum merklich hebt und senkt, wäre ich nicht sicher, ob sie noch am Leben ist. Im Mondlicht kann ich die Bewegung ihres Halses, ihrer Brust leichter sehen. Darum mag ich es, wenn der Mond hinter den Wolken hervorkommt. Ich mag den Mond.

Das passiert recht oft. Eigentlich. Ich zwinge mich dann, so zu tun, als hätte ich sie nicht gesehen, und mich wieder hinzulegen. Taste nach der samtigen Oberfläche, fast wie nach meiner Katze damals, zu Hause, und alles ist wieder gut. Alles, was hier drin ist, gehört mir. Und ich zeige es nur dann her, wenn ich will. Das Album mit den Fotos lasse ich aber sicherheitshalber bei Laura. Was weiß ich, wie meine Eltern das fänden. Das wilde Schminken und Lauras Nachthemdchen. Ich gehe lieber auf Nummer sicher.



Manchmal wache ich mitten in der Nacht auf und weiß nicht, wo ich bin. Und ich könnte schreien vor Angst. Aber ich traue mich nicht zu schreien. Damit mich niemand hört, der mich nicht hören soll. Damit uns niemand findet. Ich taste mit der Hand nach dem Lichtschalter. Ich muss immer neben dem Lichtschalter schlafen. Ich habe meine Matratze direkt darunter geschoben. Wenn ich die Finger dann auf das Plastik draufdrücke und weiß, ich könnte jederzeit Licht machen, dauert es trotzdem einige Zeit, bis sich mein Herzrasen wieder beruhigt hat. Und noch länger, bis ich wage, mich aufzusetzen und im Zimmer umzusehen. Ob wir immer noch alle da sind, wo wir hingehören. Ich zähle immer alle ab, bevor ich mich wieder hinlege. Ob nicht jemand fehlt.



Manchmal würde ich Laura gerne zu mir einladen, damit ich nicht immer die bin, die nach der Schule mitkommt. Das ist mir unangenehm. Wirklich. Es ist ziemlich unhöflich, wenn man nie eine Gegeneinladung macht. Wenn ich zu Hause gewesen wäre, hätten wir die ganze Familie von Laura sofort eingeladen. Früher hatten wir oft Gäste zu Hause.

Früher hat Mama dann immer aufgekocht, als ob eine Hochzeit stattfinden würde, mindestens aber ein Geburtstag. Reis mit Rosinen und mit Lammfleisch oder Hühnchen mit Pflaumen und Salatschüsseln mit Granatäpfeln und Datteln garniert. Und erst die Torten. Mamas Torten fehlen mir sehr. Auch, weil ich ihr als kleines Mädchen immer helfen durfte. Das war etwas ganz Besonderes, das Teigrühren, die Gewürze, Rosenwasser und Früchte. Und nachher mit Rami die Schüsseln ausschlecken zu dürfen. Manchmal bekam ich allerdings vom rohen Teig fürchterlichen Durchfall, er auch. Aber das war uns egal. Im Frühling hatten wir den Tisch draußen,

im Garten. Zikadenzirpen am Abend. Und ein riesiger Vollmond hinter den Baumumrissen und Sterne am dunkler werdenden Himmel. Kerzen. Irgendjemand war immer dabei, der Musik gemacht hat. Oder wir spielten eine CD.

Ich hätte das wirklich gerne einmal mit Laura erlebt. Wenigstens die Torte. Mit ihr zusammen Schlagsahne mit Vanille und Zimt von den Löffeln geschleckt. Aber es ist mir noch peinlicher, wenn Laura sieht, wie wir hier leben. Im Haus gibt es echt seltsame Menschen. Vor einem fürchte ich mich ganz besonders. Der wäscht sich nie, frisiert sich nie, spricht mit sich selbst und schreit manchmal zusammenhangloses Zeug herum. Und er geht den Frauen im Haus nach. Es hat gar keinen Sinn, ihm zu sagen, er soll es lassen. Er macht das dann weiter. Er tut einem zwar im Endeffekt nichts. Er spielt nur Schatten. Aber wenn ich den sehe, sperre ich mich im Klo ein, bis jemand muss.

Laura würde sich ekeln vor unseren Toiletten. Und vor unserem Zimmer vermutlich auch. Fünf Matratzen am Boden und ein Tisch und vier Stühle, mehr passt nicht in den engen Raum. Einer von uns hat einfach keinen Platz. Entweder sitzt Rami bei Papa auf dem Schoss, was mir an seiner Stelle langsam auch peinlich wäre. Oder meine Tante wird rausgeekelt. Oder ich gehe, weil mir das alles zu viel wird, diese ganze Stimmung um den Tisch und das Hickhack und die Enge.

Papa bleibt manchmal Stunden weg, und keiner weiß, wo er ist. »Im Wald spazieren«, sagt er, wenn man ihn fragt. Aber das stimmt nicht. Ich habe ihn noch nie in den Wald weggehen sehen oder aus dem Wald zurückkommen. Jedenfalls nicht, wenn ich Wache hielt vor dem Haus. Und das habe ich am Anfang oft gemacht. Rami sagt, er hat ihn öfters in den Keller gehen sehen, aber nicht mehr hinaufkommen. Manchmal habe ich Angst, dass es hier irgendwo so einen

verwunschenen geheimen Raum gibt, in den er sich zurückzieht. Solche Räume haben aber meistens nur Könige und Bösewichter. Und Papa ist weder noch. Er ist einfach nur mein Papa, der manchmal zu streng ist. Aber der mich lieb hat, das weiß ich.



Am Anfang war es so, dass wir alle Angst hatten, sobald jemand von uns nicht da war. Na gut, Angst vielleicht nicht. Aber wir waren unruhig. Ob der auch wiederkommt. Es gibt viele, die nicht wiedergekommen sind. Die Einzige, die immer die Stellung hier hält, ist Mama. Egal was passiert, egal wer mit wem schreit und schimpft. Wenn Papa weg ist und es dauert länger als zwei Stunden, wird sie unruhig. Sie lächelt immer noch, aber auf dem Kiefer tritt eine harte Linie zwischen Wange und Mundwinkel hervor, erinnert mich an eine gespannte Bogensehne, von der die Worte, die sie gerne sagen würde, doch nie abgeschossen werden. Wenn ich sie so sehe, umarme ich sie. Manchmal will ich dann aber nicht da sein.

Und wenn ich zu oft bei Laura bin, ist Mama gekränkt und Papa wird böse.